

# Multberg : ein weiterer Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der Schweiz

Autor(en): **Schneider, Hugo**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **15 (1954-1955)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164059>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Multberg

*Ein weiterer Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der Schweiz*

Von HUGO SCHNEIDER

(TAFELN 19–22)

## EINLEITUNG

Verschiedene Gründe mögen zum Ausgraben einer Burgstelle führen. Oft zwingen Planungen von Verkehrswegen, von Siedlungen oder von Umbauten zu Notgrabungen. Häufig aber ist es Entdeckerlust, welche zum Spaten greifen lässt. Gerade bei den eingangs erwähnten Gründen sind die Resultate meist nicht befriedigend, denn es fehlt häufig die notwendige Zeit, und es mangelt in gleichem Masse auch an Geld und, was mindestens so entscheidend ist, leider auch an geschultem Personal. Von Erfolg ist viel eher die planmässig vorbereitete Grabung gekrönt, können doch hier Ort, Zeit und Vorgehen bestimmt werden. Es ist dabei möglich, ein besonders für die Geschichte und die Kultur eines bestimmten Zeitabschnittes und einer bestimmten Gegend wichtiges Objekt zu untersuchen. – Nachdem es dem Verfasser gelungen war, mit der Ausgrabung der Burgruine Sellenbüren<sup>1</sup> einiges Licht in die Geschichte des hochmittelalterlichen Wehrbaues in der Schweiz zu bringen, hoffte er mit der Untersuchung einer weiteren Burgstelle die Verbindung zwischen der Burg des 12. und jener des 14. Jahrhunderts zu finden. Hiezu schien ihm die Burgstelle auf dem Multberg besonders geeignet, war doch die Anlage zu Beginn des 14. Jahrhunderts, wie wir den schriftlichen Quellen entnehmen können, gewaltsam zerstört und nachher wohl kaum mehr aufgebaut worden.

Der eigentliche Burghügel befindet sich im Besitz von vier Privatpersonen, und es sei an dieser Stelle allen vier Eigentümern für ihr grosses Interesse und für ihre Bereitwilligkeit herzlich gedankt<sup>2</sup>. Wertvolle Unterstützung leistete ebenfalls Heinrich Steiner, Sekundarlehrer in Winterthur. Die ganze Grabungskampagne dauerte 4½ Wochen und wurde im Verlaufe des Monats Mai 1953 unter Leitung und mit Geldmitteln des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich durchgeführt. Besonders wertvolle Hilfe erfuhr der Grabungsleiter von seinem ständigen Mitarbeiter G. Evers.

## DIE GEOGRAPHISCHE LAGE

7 km nordwestlich von Winterthur liegt das stattliche Dorf Pfungen, angelehnt an die ehemals recht wilde, heute allerdings in starre Ufer eingezwängte Töss. Südlich über dem Dorf erhebt sich ein schmaler Grat bis auf 553 m. Rund 150 m Höhenunterschied liegen zwischen der Burgstelle und dem Fluss. Von diesem Punkt aus lässt sich die Strasse, welche von Winterthur über

<sup>1</sup> H. Schneider, Sellenbüren, ein Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der Schweiz. Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte XIV, 1953, S. 68.

<sup>2</sup> Familien Benz, Müller und Steiner. Der Dank gebührt auch der Firma De Massari und ihren Arbeitern, welche sich mit viel Geschick in die verschiedenen Aufgaben einarbeiteten.

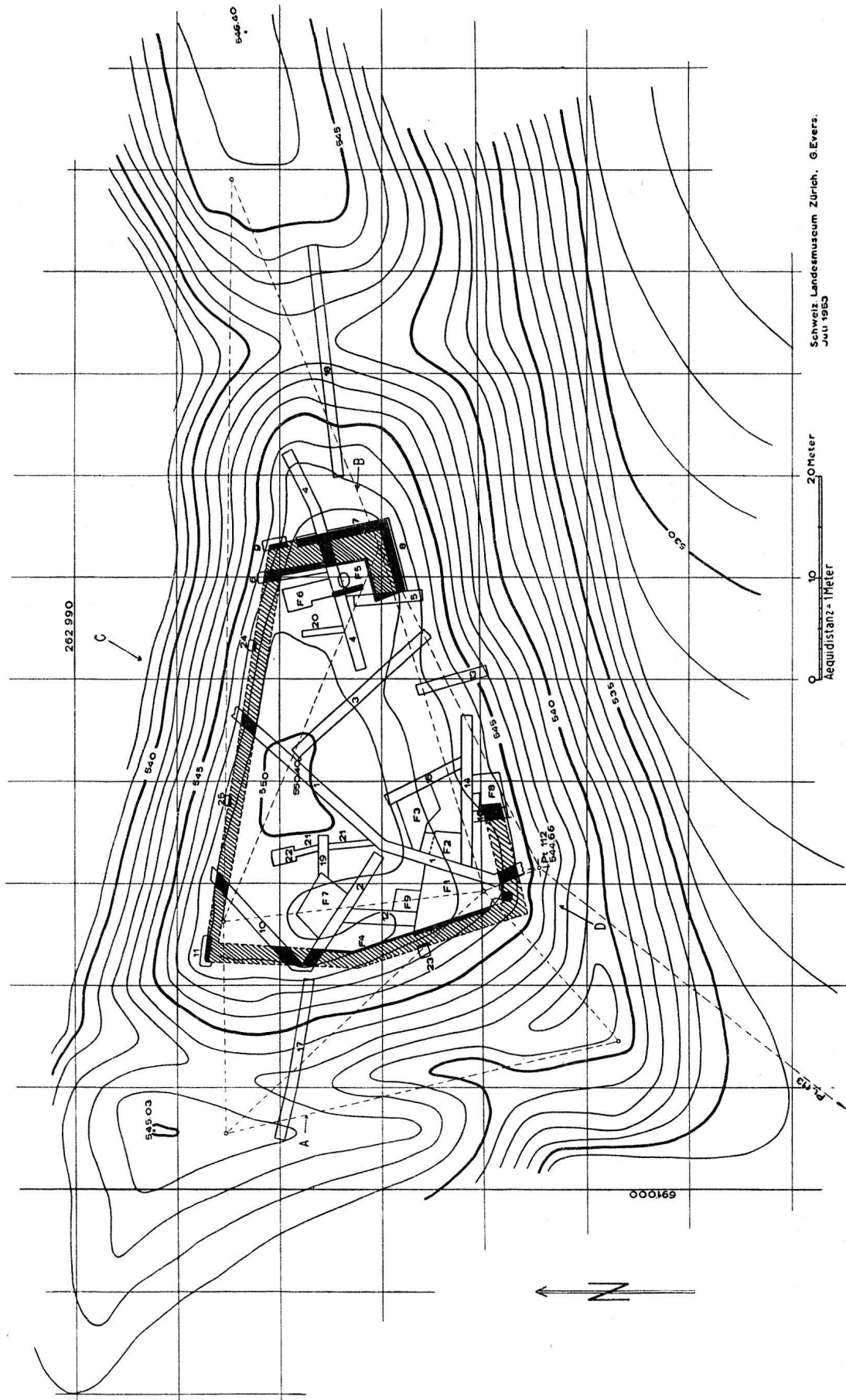


Abb. 1.

Kurvenplan des Burghügels mit den eingezeichneten Sondierschnitten und -feldern, den freigelegten Mauerteilen (schwarz) und den ergänzten Mauerzügen (schraffiert)

Schweiz. Landesmuseum Zürich, G.Evers,  
Juli 1963

20 Meter  
10  
0  
Aequidistanz = 1 Meter

000165

Neftenbach gegen Andelfingen an die Thur führt, kontrollieren. Aber auch der Weg über die Wagenbreche nach Glattfelden führt durch Pfungen. Im Norden fängt sich der Blick am Irchel. Im Westen verwehrt der Blauen die weitere Sicht. Im Süden grenzt das eng geschwungene Rums-  
thal an, und gegen Osten leitet der schmale Grat hinüber zum Plateau des Beerenberges, wo bis ins 16. Jahrhundert ein Klösterchen stand. Der also von Westen nach Osten verlaufende Grat fällt beidseitig recht steil und unwirtlich ab. Ein wilder, aber magerer Bestand an Föhren, Eichen, wenigen Tannen und Buchen bedeckt die Oberfläche und gestattet hie und da einen Blick in die nähere und weitere Umgebung. Der Untergrund besteht aus sehr hartem Sandstein, und die einzelnen Schichten verlaufen horizontal und sind von stark gelbem Mergel überlagert. Die Humusschicht ist sehr dünn und verhindert einen dichten Baumbestand. Andererseits ist das Gebiet überaus vom Wind gefährdet, und die Erosion kann nur mit diesem knappen Baumbestand vermieden werden. Das bedeutete, dass wegen der langwierigen Wiederaufforstung ein Kahl-  
schlag des Burgplatzes, wie er aus grabungstechnischen Überlegungen wünschenswert gewesen wäre, nicht in Frage kommen konnte.

## DIE ARCHÄOLOGISCHEN ERGEBNISSE

Die Burgstelle war nur darum genauer zu lokalisieren, weil der nordwestliche, höchste Punkt des Grates durch zwei noch deutlich erkennbare Halsgräben isoliert ist. Die dadurch abgetrennte Fläche besitzt Dreieckform und zeigt folgende Masse: in der Gratrichtung rund 50 m und an der breitesten Stelle rund 30 m. Da von irgendwelchen Bauelementen nicht die geringste Spur sichtbar war, musste an Hand von Sondierschnitten erst ein allgemeines Bild geschaffen werden. Nachher war dann mit einer Flächengrabung zu rechnen. Sowohl Schnitte wie Flächen konnten nicht ganz nach freiem Ermessen angelegt werden, weil der bereits erwähnte, sehr schwer zu ersetzende Baumbestand nach Möglichkeit geschützt und erhalten werden musste. Der von G. Evers verfertigte Kurvenplan mit einer Äquidistanz von 1 m gab bereits zu Beginn der Grabung einige Hinweise für das Legen der Schnitte<sup>3</sup>.

Schon nach dreiviertelstündiger Spatenarbeit fanden wir unter einer sehr dünnen Humusschicht im südlichen Teil des Grabens 1<sup>4</sup> das erste mittelalterliche Keramikstück, ein Randprofil, und nach kurzer Zeit wiederum einige Scherben, welche allerdings bedeutend dicker und in der Struktur gröber waren, starke Magerung aufwiesen und innen dunkelbraune und aussen ziegelrote Tönung besaßen. Dass wir gleichzeitig neben einer mittelalterlichen auch eine urgeschichtliche Siedlung angeschnitten hatten, unterlag schon am ersten Tag keinem Zweifel und liess uns daher mit um so grösserer Vorsicht zu Werke gehen.

### a) Die Ringmauer

Neben allen Funden war einmal wichtig, die Umgürtung der Wehranlage festzustellen, denn wo Halsgräben waren, musste sich auch eine «Ringmauer» finden lassen. Der Schnitt 1 ergab dann im Norden und Süden je eine Stück Wehrmauer von durchschnittlich 180 cm Dicke. Durch die Schnitte 2, 4, 5 und 11<sup>5</sup> sowie kleinere errechnete Sondierlöcher konnte in verhältnismässig kurzer Zeit der absolute Verlauf der Umgürtung geklärt werden. Längs des Plateaurandes, und zwar unmittelbar an der Kante, war auf den Längsseiten eine in Sand- und Kalkstein gemörtelte Mauer aufgeführt. Im Osten und Westen stand die Mauer an der absteigenden Halsgrabenwand. Entsprechend der Verwundbarkeit war sie verschieden stark konstruiert.

<sup>3</sup> Vgl. Abb. 1, S. 66.

<sup>4</sup> Vgl. Abb. 1, S. 66.

<sup>5</sup> Vgl. Abb. 1, S. 66.



Durchschnittlich wies sie eine Dicke von knapp 1,8 m auf, nur gegen Osten, wo sich jenseits des Burggrabens das Plateau in fast gleicher Höhe weiterzog und die Bereitstellung von Belagerungsmaschinen keine Schwierigkeiten bot, somit also die Gefährdung am stärksten war, hatte man die Mauer auf eine Dicke von 3,5 m ausgebaut. Bemerkenswert ist, dass die Höhenkurven beim Verlauf nicht genau innegehalten wurden, dass also nicht «rund» gebaut wurde, sondern dass man dort, wo grössere Abweichungen stattfanden, die abgewinkelte Konstruktion bevorzugte<sup>6</sup>.

Da vorwiegend Sandstein zur Verwendung gelangte, ein Material, das sich gut bearbeiten liess, war es möglich, die Mauer sehr sauber mit behauenen Quadern aufzuführen. Vor allem an

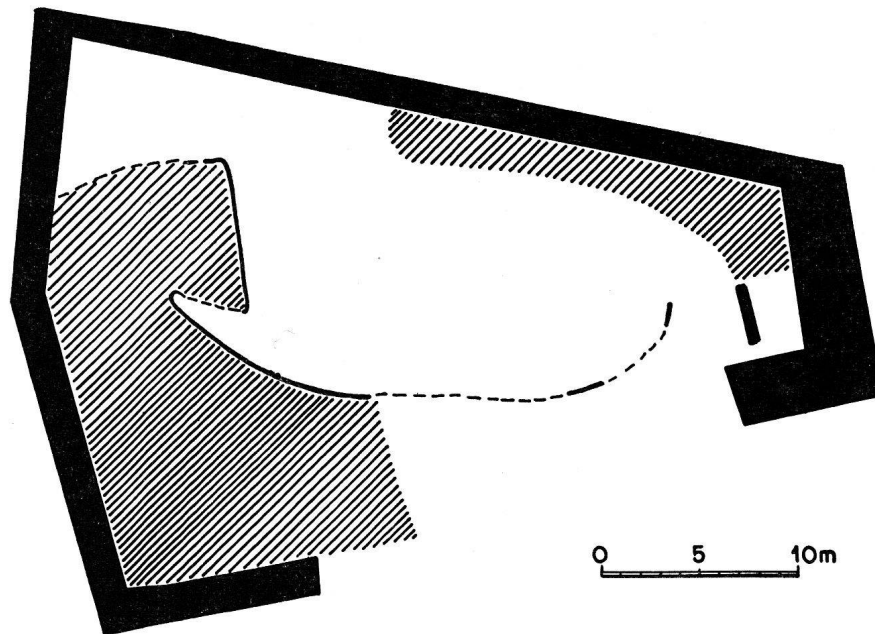


Abb. 2.  
Burgareal mit dem spätbronzezeitlichen Wohnhorizont.

der Ostseite war das Fundament der Ringmauer noch völlig intakt, so dass dort die Bauweise restlos erkannt werden konnte. So hatte man von einem Vorfundament abgesehen. Absolut im Lot war eine Baugrube von 3,5 m lichter Weite ausgehoben worden, und dahinein hatte man, direkt an die beiden Wandungen angelehnt, zwei Mäntel aus sauberlich behauenen Quadern, welche mit Kalkmörtel gebunden waren, aufgeführt. Eine rötliche, stark lehmhaltige, zähe Mergelschicht hatte diesen Aushub ermöglicht. Die Fundamenttiefe betrug 3,9 m, womit ein Untergraben – wie dies beispielsweise bei der Burg Clanx nachgewiesen ist<sup>7</sup> – weitgehend abgeschlossen war. Zwischen diese beiden Mäntel hinein kam ein Füllmaterial, welches sich aus allen Arten der zur Verfügung stehenden Steine zusammensetzte. Wir fanden Kalke, Sandsteine, wenige Tuffstücklein und speziell auch ziemlich viel Geschiebe, das anscheinend aus der nahen Töss stammte, wogegen die Quadersandsteine in den nahen Steinbrüchen des Rumsthales geholt worden waren. Diese lockere Auffüllung war nur mit sehr wenig Kalkmörtel vermischt. Es stellt sich die Frage, warum diese Bautechnik bevorzugt wurde. Sprach der Zeitbedarf ein gewichtiges Wort, weil man sich mit dem Bau beeilen musste, oder war es die übliche Bauweise, oder hoffte man dadurch die Mauer elastischer zu gestalten, um sie gegen Beschuss aus den Gewerfen – Pulverwaffen waren im Zeitpunkt des Bauens noch nicht in Gebrauch – widerstands-

<sup>6</sup> Vgl. Abb. 1, S. 66.

<sup>7</sup> P. Diebold, Geschichte der Burg Clanx, Appenzeller Kalender 1951, S. 230ff. (Ausgrabung von Frau J. Knoll-Heitz, St. Gallen).

fähiger zu machen? Diese Fragen werden in der Folge noch eine entscheidende Klärung finden. – Obwohl die restliche Ringmauer beträchtlich dünner konstruiert war, wies sie dennoch die nämliche Baumethode auf. Allerdings waren vielerorts nur noch die untersten Schichten der Mäntel zu erkennen, der Rest war weggebrochen und verschwunden, das «Fleisch» lag bloss da, und der Verwitterungsprozess wegen der spärlichen Mörtelbeimischung schon stark fortgeschritten<sup>8</sup>. Anscheinend waren die behauenen Mantelsteine nach der Zerstörung von der umwohnenden Bevölkerung, weil schon bearbeitet, wieder verwendet worden, wie dies auch bei andern Burgstellen zur Genüge bekannt ist<sup>9</sup>.

Eine besondere Überraschung bereitete die Feststellung, dass die Ringmauer gar nicht vollständig geschlossen war, dass vielmehr auf der Südseite eine 22,4 m breite Lücke klaffte<sup>10</sup>. An Hand verschiedener weiterer Sondierschnitte zeigte es sich, dass hier niemals eine Mauer bestanden haben konnte, denn wir fanden nicht nur keine Mauer- und Mörtelspuren, sondern nicht einmal Fundamentgruben. Ja, es zeigte sich ganz klar und eindeutig, dass die beiden Enden der Mauer nicht angebrochen, sondern in den gewachsenen Mergel eingetieft und somit gerade abgeschnitten waren, dass wir also an beiden Enden ein klares Mauerhaupt vor uns hatten. Die Vermutung lag nun nahe, die Lücke sei zum mindesten mit einer Palisadenreihe geschlossen gewesen, denn ohne auch nur einen einigermaßen vernünftigen Abschluss wäre ja schliesslich die Ringmauer illusorisch geworden. Auch die Frage, ob irgendeine andere Mauer abgestürzt sei, konnte eindeutig negativ beantwortet werden. Trotz Sondierschnitten und Flächengrabung, soweit es der Baumbestand erlaubte, war nur ein einziges Pfostenloch, welches die Palisadentheorie gestützt hätte, festgestellt worden. Ein zweites blieb fraglich, das heisst, es führte schräg in den Boden hinein und liess die Vermutung aufkommen, die ganze Reihe sei durch die Jahrhunderte hindurch den Abhang hinuntergeschwemmt worden, wie denn eine starke Ausspülung und Erosion auf der ganzen Fläche, welche von der Ringmauer umschlossen war, erkannt wurde. Es stellt sich auch hier wiederum die Frage, welche Überlegungen die Erbauer zu einer solchen Lösung geführt hätten. Steht wiederum die Materialbeschaffung im Vordergrund, oder reichte die Zeit wegen drohender Kriegsgefahr nicht mehr? Es ist auf alle Fälle zu berücksichtigen, dass dort, wo die Mauer fehlt, sich in geringer Tiefe eine rund 2 m hohe Sandsteinbank hinzieht, welche gegen den Abhang zu offen zutage tritt und natürlich, senkrecht zurückgearbeitet, bereits einen gewissen Schutz verlieh. Man war also in der Lage, wenn entweder das Steinmaterial sehr schwierig zu beschaffen war oder wenn man sich in Zeitnot befand, mit einem einfachen Holzbollwerk dieses natürliche Hindernis sehr wirksam zu verstärken. Bei der zeitlichen Einordnung der Kleinfunde wird sich vielleicht noch eine Klärung dieser Fragen ergeben. Zum ganzen Ringmauerbau ist folgendes zusammenfassend zu ergänzen, dass wir ganz offensichtlich nur eine einzige Bauperiode vor uns haben, dass diese Umgürtung also in einer einzigen Etappe ausgeführt worden war, obwohl wir in der Nordostecke eine kurze Baufuge besitzen, was gemeinhin als Hinweis auf zwei Bauzeiten gewertet wird. Baumaterial und Konstruktionsweise schliessen aber die zeitliche Zweiteilung vollkommen aus. Wie hoch einst die ganze steinerne Ringmauer gewesen ist, lässt sich mit Sicherheit nicht nachweisen. An Hand der andern Ergebnisse neigt man aber dazu, sie hätte eine allzu grosse Höhe, auf alle Fälle eine solche von 3 m, kaum überschritten.

### b) *Das Innere der Burg*

Soweit das Innere der Ringmauer blossgelegt war, konnte nirgends auch nur die kleinste Spur eines Maueransatzes gefunden werden. Ebenso stiessen wir, mit einer einzigen Ausnahme, an

<sup>8</sup> Vgl. Tafel 19 und 20.

<sup>9</sup> Ein typisches Beispiel bildet die Ruine Hünenberg, Kt. Zug, von der in der benachbarten Scheune die wiederverwendeten Quadersteine vom ehemaligen Bergfrit deutlich zu erkennen sind.

<sup>10</sup> Vgl. Abb. 1, S. 66.

keinem Ort auf Mauerspuren, welche auf einen gemörtelten, in Stein aufgeführten Bau hingewiesen hätten. Sämtliche Schnitte und Felder, welche das von der Ringmauer umschlossene Areal erfassten, zeigten eindeutig, dass wohl eine Bewohnung stattgefunden hatte, dass die Leute aber niemals in Steinhäusern gelebt hatten und dass zu keiner Zeit ein Bergfried und ebensowenig ein Palas, wie dies sonst gewöhnlich angenommen wird, erbaut worden war. Ganz klar wurde aber festgestellt, dass die Burgstelle zu zwei verschiedenen Epochen – während der späten Bronzezeit und im Hochmittelalter – besiedelt war. Ebenso vermochten wir abzuklären, wie sehr das Material teils beim Neubau der mittelalterlichen Anlage und teils bei deren Zerstörung umgelagert worden war. Man hatte dies so gründlich bewerkstelligt, dass über weite Gebiete nicht einmal mehr zwei Kulturschichten sich voneinander trennen liessen.

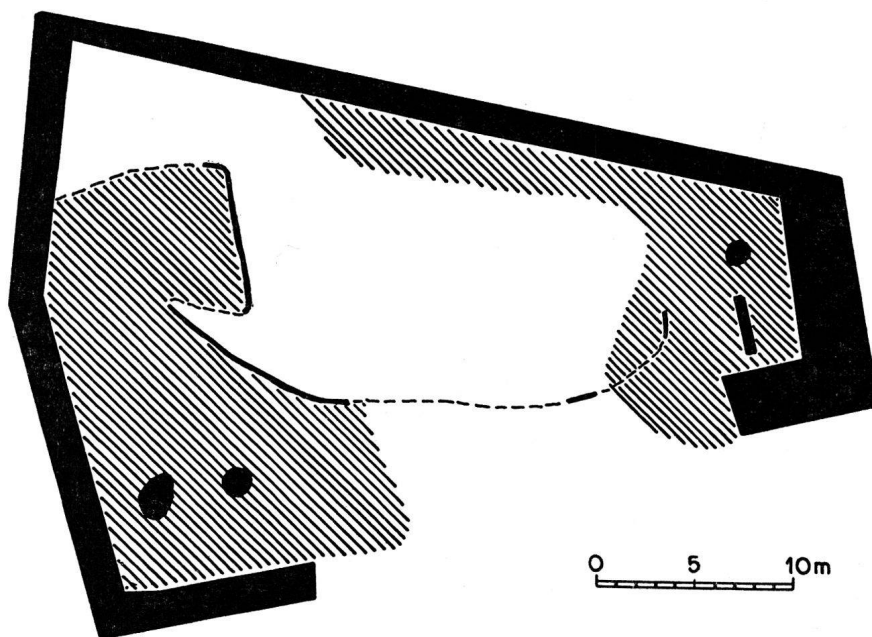


Abb. 3.

Burgareal mit dem mittelalterlichen Wohnhorizont und Feuerstellen.

Ganz klar steht fest, dass die spätbronzezeitliche Siedlung eine Randsiedlung war, welche längs der Süd- und der Nordkante entlanglief. Sie wurde immer dort angeschnitten, wo wir die jüngere, mittelalterliche Ringmauer aufdeckten. Durch das Ausheben der Fundamentgruben wurde natürlich die ältere Schicht sehr stark in Mitleidenschaft gezogen, und Fundkomplexe, welche der zeitlichen Entwicklung nach auf dem Grunde des gewachsenen Bodens liegen sollten, fanden sich verlagert und auseinandergerissen, mitten in der mittelalterlichen Schicht drin.

Wenn also praktisch keine Steinbauten vorhanden waren, so stellte sich unweigerlich die Frage, welche Bauart dann im Mittelalter hier in Anwendung gekommen ist. Waren es Holzhäuser und wenn ja, welcher Konstruktionsart, oder handelte es sich vielleicht gar um eine Art Grubenhütten? Hiezu machten wir ganz merkwürdige Entdeckungen. Feststellen liessen sich nämlich mehrere Pfostenlöcher, welche ihrer Lage und Tiefe und den darin gehobenen Funden entsprechend absolut mittelalterlich sein mussten. Leider war es wegen der Schonung des Baumbestandes nicht möglich, den ganzen Siedlungsplatz blosszulegen und mit einer durchgehenden Flächengrabung sorgfältig schichtweise abzudecken. Dadurch konnten wohl einige Pfostenlöcher entdeckt, hingegen aber nicht zu einem Ganzen vereinigt werden. Somit wissen wir wohl, dass Holzhütten konstruiert waren, welche im Boden mit Pfosten ihre Verankerung gefunden hatten.

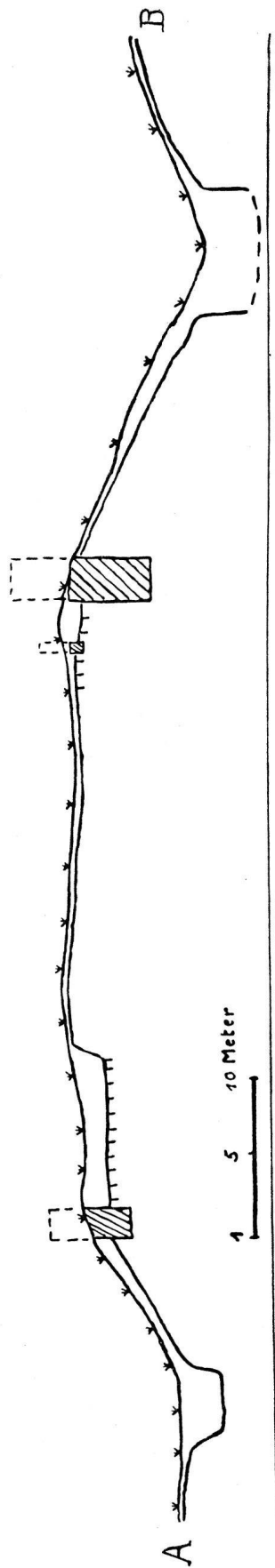




Abb. 4.

Schnitt durch den Burghügel West-Ost mit dem heutigen Terrainverlauf und demjenigen um 1300 (nicht überhöht).

-  Heutiger Terrainverlauf
-  Überflächengestaltung im Mittelalter

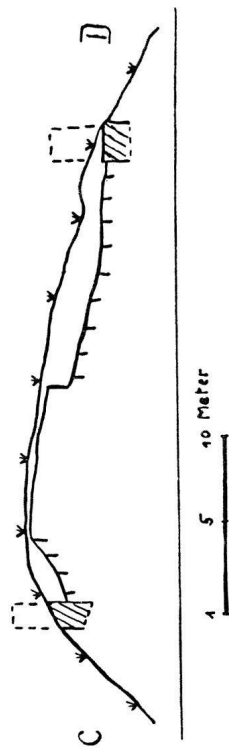


Abb. 5.

Schnitt durch den Burghügel Nord-Süd mit dem heutigen Terrainverlauf und demjenigen um 1300 (nicht überhöht).

Wie gross ein solches Gebäude einst war, können wir nur ungefähr annehmen, sind aber nicht in der Lage, einen genauen Grundriss vorzulegen<sup>11</sup>.

Überaus bemerkenswert ist aber, dass bereits in der Bronzezeit eine ganz respektable Umgestaltung des Terrains stattgefunden haben muss. Vor allem die Südseite des Plateaus war tüchtig bearbeitet, und nach den Fundumständen machten sich auch die Bewohner der mittelalterlichen Periode diese Nivellierungen zunutze, nur dass sie nicht allein die Randzonen bewohnten, sondern das ganze Plateau in Anspruch nahmen und besonders den Ostteil, der vorher praktisch «unberührt» geblieben war, stark frequentierten. An Hand der mittelalterlichen Funde scheint es, dass Wohntrakte auf der Südseite in der Südwestecke und auf der Ostflanke bestanden haben müssen. Dafür sprechen auch die Feuerstellen, welche sich in allen drei Gebieten vorfanden und, der Lage und der darin entdeckten Funde gemäss, unfehlbar mittelalterlich sein mussten<sup>12</sup>.

Diese Feuerstellen waren mit einem Belag von flachen Sandsteinplatten konstruiert, um die sich ein mit wenig Kalk gemischter Kiesboden, offenbar als Hüttenboden, anschloss. Auf den Steinplatten selbst, in den schmalen Fugen und in der allernächsten Umgebung, doch innerhalb der rotgebrannten Zone, fanden sich alle Arten Speiseresten, Knochen, Eierschalen und vor allem Fragmente von stark mit Russ bedeckten Schalen und Töpfen. Wenn wir also die Siedlungsfläche in der Süd- und Südwestecke betrachten, so waren die Wohnhorizonte auch für die mittelalterliche Epoche ein beträchtliches Stück eingesenkt, das heisst, sie lagen zwischen der Ringmauer im Süden und Südwesten und einer ungefähr 1–1,5 m hohen, künstlich abgearbeiteten Sandsteinbank geborgen<sup>13</sup>. Kellergeschosse gab es nicht, hingegen war das mit einem Kieskalkboden versehene Erdgeschoss in den Berg hineingestellt, und wenn die Wohngebäude zum Beispiel nur einstöckig waren, ragten die Dachkonstruktionen knapp über die Ringmauer und die Sandsteinbank bzw. die Humuskante hervor. Die Annahme, es habe sich um einstöckige Hütten gehandelt, ist um so mehr berechtigt, als an keiner einzigen Stelle eine Überlagerung von zwei Schichten aus der nämlichen Periode, wie dies sonst nach dem Einsturz dieser Wohngebäude der Fall gewesen wäre, eruiert werden konnte. Ob es sich dabei um eine Schutzmassnahme oder eine Sparmassnahme handelte, lässt sich nicht ohne weiteres erkennen, doch darf festgehalten werden, dass wir es mit einer für unsere Gegend bis anhin in dieser Zeit wenig bekannten Bauweise zu tun haben.

Eine besonders starke Besiedlung hatte aber auch auf der Ostseite stattgefunden, wo die ungefähr 3,5 m dicke Mauer aufgerichtet war. Wir haben es hier mit einer besondern Art von Schildmauer zu tun. Schildmauern waren ja dort errichtet, wo sich speziell gefährdete Stellen befanden; und in ihren Schutz stellte man gerne den Palas oder einfach das Hauptwohngebäude. Es ist wahrscheinlich nicht zufällig, dass wir im Innern in einem Abstand von 2,4 m eine nur 60 cm breite und 3 m lange Mauer freilegen konnten, welche parallel zur «Schildmauer» verlief<sup>14</sup>. Sie war aber nicht mit einem besondern Fundament versehen, sondern nur 20 cm in die Lehmschicht, welche den Wohnhorizont darstellte, eingesenkt und erreichte mit der Unterkante den gewachsenen Boden nur ganz knapp. Ebenso schloss sie an keiner der Seitenmauern an, sondern war frei in den Raum gestellt. Da aber die Bauart sonst denselben Charakter trug wie die Ringmauer, ist an eine zweite Bauperiode kaum zu denken. Ich nehme vielmehr an, sie sei im selben Arbeitsgang ausgeführt worden und habe zusammen mit der «Schildmauer», also der beinahe überdimensionierten Ringmauer, das Fundament für einen kleinen Wohntrakt dargestellt, welcher wohl mit einer aufgesetzten Holzkonstruktion versehen war, denn dieses Mäuerchen war nicht in der Lage, eine schwere aufsteigende Mauer zu tragen, und überdies waren auf keiner Seite die

<sup>11</sup> Vgl. Abb. 3, S. 70.

<sup>12</sup> Vgl. Abb. 3, S. 70.

<sup>13</sup> Vgl. Abb. 5, S. 71.

<sup>14</sup> Vgl. Abb. 1, S. 66, und Tafel 22, Abb. 5.



entsprechenden eingestürzten Mauerteile festzustellen. Im weiteren weisen auch Feuerstelle, Keramik und Tierknochenfunde auf ein Wohngebäude hin.

Noch ein Wort zu den beiden Halsgräben. Eindeutig ging aus den beiden Sondierschnitten hervor, dass es sich um künstliche Eintiefungen handelte, wobei beidseitig eine 1,5–2,5 m dicke Sandsteinbank durchschnitten werden musste, eben jene Sandsteinschicht, welche wir bereits bei der Ringmauerlücke feststellen konnten. Beide Gräben zeigen von der Ringmauer weg eine rund 42prozentige Neigung auf eine Länge von 9 bzw. 11 m und sind dann 2–2,5 m senkrecht eingetieft. Die Grabenweite beträgt zwischen den senkrechten Wänden beim tieferen, östlichen, also auf der gefährdeten Seite, wo die «Schildmauer» aufgeführt war, 8 und auf der Westseite nur 5 m. Auf Grund der Funde und der Schichtung des Einfüllmaterials lässt sich klar erkennen, dass eine langsame Einschwemmung stattgefunden hat, indem durch stetes Abtragen der Schulterpartien die Grabensohle Jahr um Jahr um ein Stück aufgefüllt und ausgeebnet wurde. Ob schon in prähistorischer Zeit diese beiden Halsgräben ausgehoben worden sind, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen, doch lassen es Siedlungen in ähnlicher Lage als sehr wahrscheinlich erscheinen.

### c) Die Funde

Zeitlich lassen sich die Kleinfunde in zwei Gruppen teilen: in eine spätbronzezeitliche und eine mittelalterliche. Von der ersten Besiedlungszeit her konnten lediglich Keramikstücke geborgen werden. Diese Keramik war nur noch in kleinen Fragmenten erhalten; sie waren derart stark durcheinandergeworfen, dass eine entsprechende Kulturschicht in geschlossener Form nicht herauszuarbeiten war. Vielmehr steht fest, dass die späteren Bewohner den Platz für ihre Zwecke zubereiteten und den alten Wohnhorizont mit Mauerfundamenten durchschnitten, das Aushubmaterial zur Aushebung verwendeten und dadurch eine vollkommene Störung des alten Zustandes herbeiführten. Es ist dies besonders einleuchtend, wenn man bedenkt, dass ja die Ringmauer direkt in die Wohnzone hineingestellt wurde und dass die Aussenseite durch die vielen Jahrhunderte hindurch von der starken Winderosion und von der Ausschwemmung durch Wasser sehr stark abgearbeitet wurde.

Die mittelalterlichen Funde hingegen lagen fast durchweg auf dem entsprechenden Wohnhorizont, und nur wenige Streufunde waren zu verzeichnen. Immerhin zeigten auch hier die Fundlagen, dass eine gewaltsame Zerstörung der Burg stattgefunden haben musste, dass aber vorher oder während der Vernichtung alles auch nur einigermaßen brauchbare Material weggeholt und wieder an einem andern Ort verwendet worden war. Immerhin liessen sich dennoch richtige Fundnester nachweisen; sie lagen meist auf Feuerstellen oder in unmittelbarer Nähe von solchen. Keramik, Bronze und Eisen bildeten dabei die hauptsächlichsten Fundmaterialien, wobei die Keramik mengenmässig weitaus den ersten Platz belegt. – Die *Keramik* besitzt eine grosse Einheitlichkeit, handelt es sich doch durchweg um unglasiertes und auf der Scheibe gedrehtes Material. Über 50 Kachel-, Schalen- und Topfprofile konnten geborgen, gereinigt, konserviert und darnach im Schnitt aufgezeichnet werden. Alle Ofenkacheln<sup>15</sup> besitzen die klare, einfache Becherform. Sie sind auf der Scheibe gedreht und teils mit den Fingern, teils mit einem Holzstäbchen ab- und ausgestrichen. Der Mittelleib besitzt meist Walzenform mit einzelnen schwächeren, breiteren und schmälere Rillen. Gegen den Fuss hin weitet sich die Kachel leicht und zeigt innen Ausstreichungen mit dem Finger. Der Rand ist schwach trompetenförmig geweitet und knollenartig verdickt und nur bei drei Stücken<sup>16</sup> flach abgestrichen. Sämtliche Stücke sind unglasiert und etwa zur Hälfte aus feinem, rötlichem, zur andern aus ebenso feinem, mit Quarz vermischem, grauem Ton gebrannt. Die durchschnittliche Höhe der Kacheln beträgt 10 cm,

<sup>15</sup> Vgl. Abb. 6, S. 74.

<sup>16</sup> Vgl. Abb. 6, S. 74.



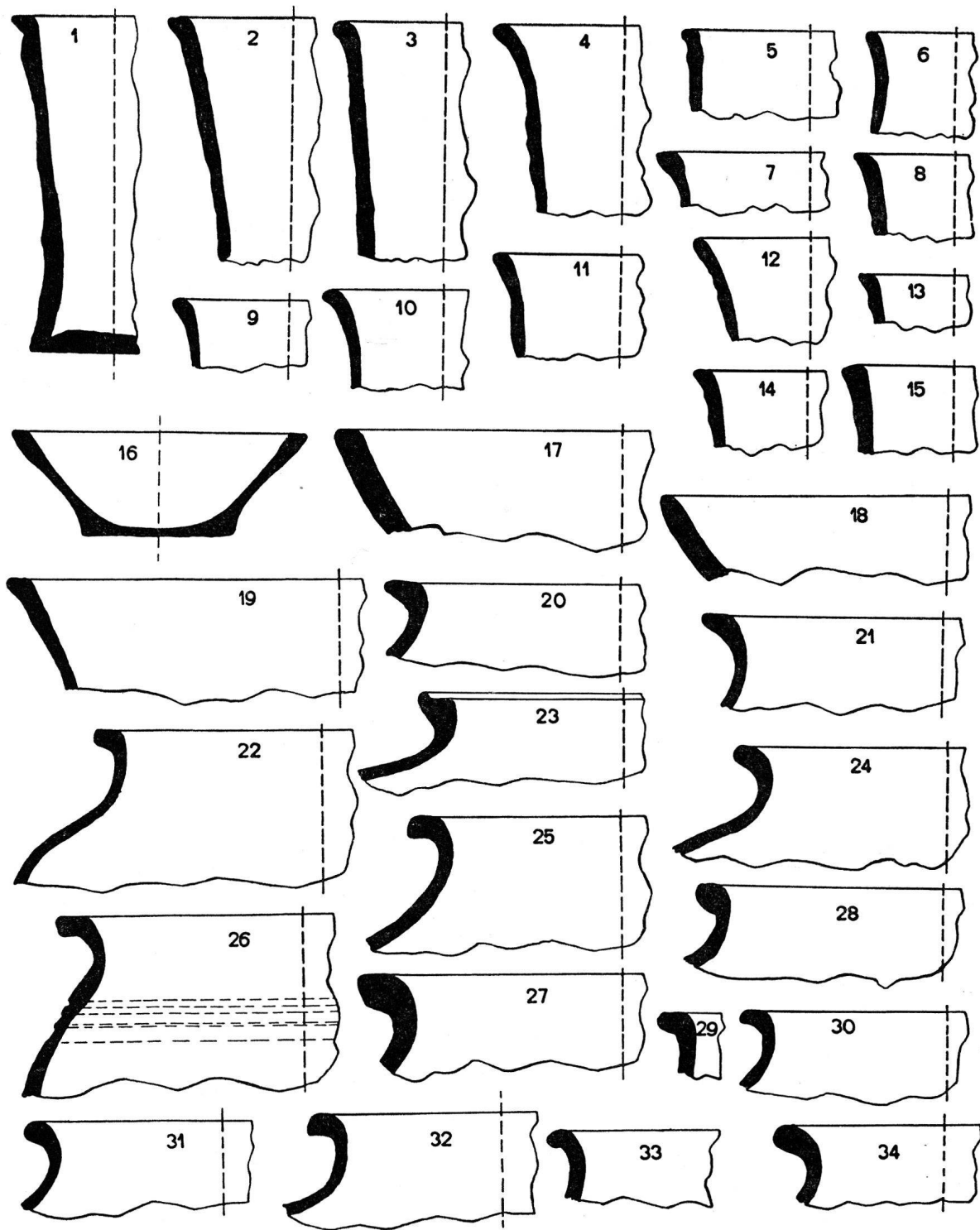


Abb. 6.  
 Randprofile der mittelalterlichen Ofen- (Nrn. 1-15) und Gebrauchskeramik ( $\frac{1}{2}$  natürliche Grösse).

die Mündungsweite 8 cm. Vergleiche mit andern Fundkomplexen<sup>17</sup> geben uns die Gewissheit, dass diese Art und Form von Ofenkacheln nur in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hergestellt wurde. Das Zerstörungsdatum der Burg von 1309 vermittelt nach oben den zeitlichen Abschluss. Nach unten dürfen wir die Zeit um 1250 als äusserstes Datum annehmen. Es zeigt sich auch, dass in dieser Ofenkeramik keine Entwicklung stattgefunden hat, dass also Material vorliegt, welches in einem Arbeitsgang mit der Burg aufgebaut wurde. Aus der Fundlage könnte man den Schluss ziehen, dass mindestens an zwei Orten, nämlich östlich und westlich des Sondiergrabens 1, solche mit eingesetzten Becherkacheln versehene Rundöfen bestanden haben müssen.

Die Gebrauchskeramik ihrerseits gliedert sich in zwei Gruppen: in Krüge und Schalen. Leider liess sich aus all dem Material kein ganzer Krug und nur ein einziges Schälchen zusammensetzen; aber immerhin genügen uns die zahlreichen Randprofile, um klare zeitliche Einordnungen vorzunehmen. Die auffallendsten Merkmale dieser Keramik sind kurz folgende: Sämtliche Teile sind völlig unglasiert. Eine Gruppe ist von ganz leichtem, rötlichbraunem Ton und fühlt sich innen und aussen seidenweich an. Die andere Gruppe ist steinhart, klingelt beim Aneinanderschlagen ganz hell, besitzt rötliche oder hellgraue, bisweilen bläulichgraue Farbe. Die Wandungen sind in diesem Fall beim Anfühlen sehr rauh. Es macht den Anschein, als ob sie beim Brennen nicht ganz durcherhitzt worden wären, denn zwischen beiden Wandungen befindet sich eine helle, sandige Schicht.

Die Schalen hingegen sind aus schwarzem oder dunkelbraunem Ton gefertigt, besitzen mittelmässige Magerung und dementsprechend eine etwas rauhe Oberfläche. Was nun die Profile, welche zur Datierung wesentlich beitragen können, betrifft, so fallen bei den Krügen und Töpfen die kurzen Hälse auf. Praktisch lässt nirgends sich ein Ansatz zu einem längeren Hals erkennen, wie dies zum Beispiel bei den Töpfen des 14. Jahrhunderts wieder in grosser Zahl der Fall wird. Noch ist das Stilempfinden der Gotik, das Langgezogene, das Aufwärtsgerichtete, das Schlanke, dem Töpfer fern. Sein Fabrikat ist noch schwerfällig, gedrunken, kugelig und meist glatt. Die Ränder weisen durchweg noch die Randrundung auf, und nur bei einzelnen Stücken beginnt das Knollige, was später zur eingezogenen Lippe mit dem scharfen Einschnitt führt. Diese jüngeren Stücke zeigen den glatten Randabstrich, und ein Stück besitzt sogar gegen innen einen leicht eingetieften Rand zur Aufnahme eines Deckels. Nur wenige Exemplare besitzen bereits die leichte, oben erwähnte Lippe. An einem einzigen Krugfragment vermochten wir horizontale Zierrillen festzustellen. Die übrigen Leibungen sind meist glatt und haben lediglich schwache Spuren vom Drehholz. Auf drei weiteren Fragmenten sind noch Ziermotive erhalten, und zwar hat hier der Töpfer mit dem Holzstäbchen nicht nur eine breite Rille, offenbar auf der Mitte der Leibung, sondern auch oberhalb und bei zwei Stücken auch unterhalb ein Zickzackmuster eingritz, das teilweise sogar den Eindruck einer überhöhten Wellenlinie vermittelt<sup>18</sup>.

<sup>17</sup> Ein beträchtliches Fundmaterial wurde von mir teils in Original, teils in Abbildung und Profilzeichnung zu Vergleichszwecken herangezogen. Ich erwähne davon: W. Drack, Keramik aus dem Städtchen Eschenbach, nicht publiziert; H. Erb, Bericht über die Ausgrabung Tierstein, Argovia 1935, Bd. 47; G. Felder, Neutoggenburg, Burgen der Kantone St.Gallen und Appenzell, 28. Jahrbuch des kantonalen Lehrervereins St.Gallen, S. 57; J. Grüniger, Bibiton, Ausgrabungsbericht, Heimatkunde vom Linthgebiet 1940, 13. Jg.; K. Heid, Die Keramik der Burg Hünenberg, Zuger Neujahrsblatt 1948; Burg und Städtchen Glanzenberg an der Limmat, Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, 23. Jg., 1. Heft; Die Burg Schönenwerd bei Dietikon, herausgegeben von der Kommission für Heimatkunde des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Dietikon, Dietikon 1937; Die Keramik aus der Burgruine Dübelsstein, Kt. Zürich, nicht publiziert; J. Horand, Die Ausgrabung der mittelalterlichen Burgruine Bischofstein bei Sissach, Baselbieter Heimatbuch 1942, 1. Bd.; K. Schib, Chronik der Ausgrabung und Geschichte der Herren von Radegg, Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 1938; H. Schneider und K. Heid, Das Fundmaterial aus der Burgruine Lägern, Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte VIII, 1946, S. 29; Die Keramik aus der Burgruine Freudenberg bei Ragaz, nicht publiziert; Sellenbüren, ein Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der Schweiz, Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte XIV, 1953, S. 68; E. Vogt, Der Lindenhof in Zürich, 12 Jahrhunderte Stadtgeschichte auf Grund der Ausgrabungen 1937/38, Zürich 1948.

<sup>18</sup> Vgl. Abb. 7, S. 77, Nr. 31–33.

Eine Scherbe mit entsprechendem Dekor findet sich auch unter dem Fundmaterial der Burgruine Lägern<sup>19</sup>.

Die Erkenntnisse aus der Keramik gehen dahin, dass einmal alle Töpfe, Schalen und Ofenkacheln zeitlich sehr nahe beieinanderliegen und dass sie allesamt in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören, was wiederum auf eine sehr kurze Lebensdauer der Burganlage schliessen lässt. Ebenso ist sogar der Gedanke zu erwägen, ob zum Beispiel Teile von Keramik aus dem Multberg und der Lägern von der nämlichen Werkstatt stammen könnten. Die reine Distanz ist ja nicht bedeutend, und überdies ist denkbar, dass die Meister wanderten, wie dies rund hundert Jahre später bei den Stück- und Glockengiessern nachweisbar wird. – Zur Begründung der zeitlichen Fixierung möchte ich folgende Überlegungen anführen. Die gesamte Keramik ist unglasiert. Das heisst, dass, nachdem die Burg 1309 zerstört wurde, sie später wohl kaum mehr aufgebaut und weiter bewohnt worden war. Die schriftlichen Quellen erhärten diese Vermutung sehr. Glasierte Keramik können wir mit Sicherheit erst um die Zeit von 1330 für unsere Gegend nachweisen. Von glasierter Keramik konnte aber nicht die geringste Spur entdeckt werden. Andererseits zeigte es sich, dass Gefässe mit der nach aussen gerundeten Randung im 13. Jahrhundert einzuordnen sind und dass vorher die schräggestellten Hälse die Mehrheit besaßen. Vergleiche mit Funden aus Bibiton, Schönenwerd, Radegg, Bischofstein, Lägern, Heitnau, Eschenbach, Glanzenberg, Sellenbüren, Neutoggenburg, Hallwil, Hünenberg, Moosburg, Dübelstein und Lindenhof (Zürich)<sup>20</sup> bestätigen diese Ansicht. Für die früheren Funde verweise ich auf Keramik von Lützelhardt, welche Hammel in einer klaren Aufreihung publizierte<sup>21</sup>, wobei ich mir bewusst bin, dass die räumliche Distanz nicht ausser acht zu lassen ist. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begann sich die klare Knollenform herauszubilden, welche an einzelnen Orten vielleicht bereits um 1250 vorhanden war. Aus diesem Knollen entwickelte sich die Lippe mit der scharf eingeschnittenen Rille, und um 1300 scheint die leicht geschwungene Lippe mit der «gotischen» Form Einzug zu halten. Um 1330 erhielten die Töpfe die bräunliche Glasur, meist nur auf einer Seite, später auch auf beiden, und um die Mitte des 14. Jahrhunderts setzte eine überaus rege Entwicklung ein, brachte sie doch beispielsweise die Schaffung der rechteckigen oder quadratischen, reliefierten und glasierten Ofenkachel, nachdem vorher während 200 Jahren die Becher-, Napf- und teilweise glasierte Pilzkachel allein bestanden hatte. Neben der glasierten Keramik bestand aber die unglasierte – allerdings in starker Minderheit – weiter bis tief ins 16. Jahrhundert. Und nun noch ein Wort zur Ofenkachel speziell. Die einfache Becherkachel mit dem geraden Randabschluss oben und einer trompetenartigen Erweiterung ist für die Zeit um 1150 belegt. Sie behält im wesentlichen ihre Form bei, wobei allerdings die Länge und der Durchmesser nicht nur in der nämlichen Zeit, sondern sogar am selben Ofen verschieden sein können. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts scheint das Randprofil sich zu ändern, indem einerseits für kurze Zeit sich ein ganz kleiner, nach auswärts leicht umgebogener Rand herausbildet, andererseits aber fast gleichzeitig eine doppelseitige Verdickung des Randes festzustellen ist, wie der Kopf einer Eisenbahnschiene. Damit fand die Becher- und Napfkachel entwicklungs-mässig ihren Abschluss und wurde um 1330, also in dem Moment, da die Glasierung ihren Einzug hielt, von der geschlossenen Pilzkachel abgelöst<sup>22</sup>.

Nachdem nun an Hand der keramischen mittelalterlichen Funde eine zeitliche Bestimmung weitgehend möglich war, möchten wir auch die *Metallfunde* noch einer näheren Untersuchung unterziehen. Wertvoll sind dabei immer die Waffenteile. Im Falle Multberg konnte ich nur vier

<sup>19</sup> H. Schneider und K. Heid, Lägern, Tafel 12.

<sup>20</sup> Vgl. Anmerkung 17.

<sup>21</sup> K. Hammel, Burgruine Lützelhardt bei Seelbach, Landkreis Lahr, Badische Fundberichte, XIX, Freiburg i. Br. 1951, S. 87ff.

<sup>22</sup> Eine Arbeit über die Entwicklungsgeschichte der Keramik vom 12. bis zum 14. Jahrhundert ist in Vorbereitung.

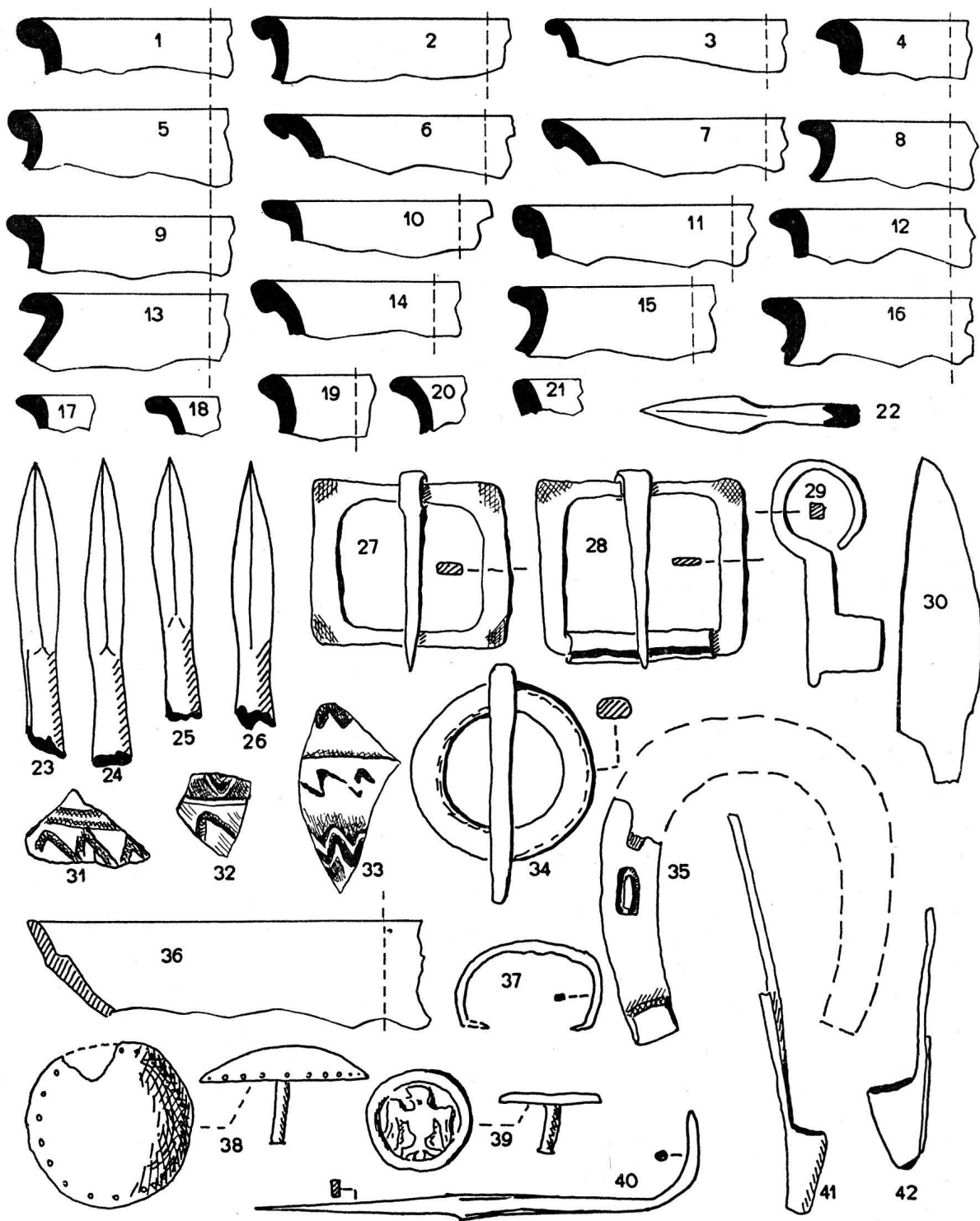


Abb. 7.

Randprofile der mittelalterlichen Keramik (1-21, 31-33) sowie eine Auswahl von Metallfunden (22-30, 34-42)  
( $\frac{1}{2}$  natürliche Grösse).

Eisen von Armbrustbolzen bergen<sup>23</sup>. Armbrustbolzeneisen und Pfeilspitze unterscheiden sich vor allem in der Dicke ihrer Tülle, indem der Flitzbogen, welcher mit der Hand gespannt wurde, eine verhältnismässig geringe Spannkraft besass und dementsprechend auch eine ziemlich dünne Sehne benötigte, weshalb der Zein, so hiess der Pfeilschaft, sehr schlank gehalten werden konnte. Bei der Armbrust war das anders. Sie wurde schon sehr früh maschinell gespannt oder mindestens benötigte der Schütze dazu seine ganze Körperkraft. Der kurze Bogen besass grosse Spannkraft, und die Sehne war dementsprechend dick. Es ist verständlich, dass unter diesen Umständen auch der Bolzenzein grösseren Querschnitt erhielt, damit die Sehne nicht darüber hinwegrollen konnte. Nun wissen wir, dass die Armbrust ungefähr um die Mitte des 13. Jahrhunderts in unserem Gebiet heimisch wurde und bereits um 1300 die beliebteste Fernwaffe des Jägers und des Kriegsmannes war. Die Bolzeneisen aus der Ruine Multberg zeigen noch die Anlehnung an das Pfeileisen, sind aber in den Tüllen bereits so gedrunken, dass sie nur für Armbrustgeschosse in Frage kommen können und deshalb in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hineinzusetzen sind<sup>24</sup>.

Es fanden sich auch zwei Gürtel- oder Pferdegeschirrschnallen. Sie zeigen rechteckige Form und sind in den Ecken ganz flach ausgeschmiedet<sup>25</sup>. Eine davon besitzt noch eine Rolle für den beweglichen Dorn. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass möglicherweise die Formentwicklung solcher Schnallen von der kreisrunden über die halbrunde zur rechteckigen oder quadratischen Schnalle führt, und ich probierte an Hand des Fundmaterials von der Burgruine Lägern diese Aufreihung darzulegen<sup>25</sup>. Durch die Eisen- und Keramikfunde aus der Ruine Multberg erhält diese Theorie eine gewisse Bestätigung. Das auf Abb. 7, Nr. 34, wiedergegebene Gebilde kann daran nichts ändern, da es sich um einen Ring handelt, welcher mit einem beweglichen Dorn entweder in einem Stück Holz oder in einem Mauerteil festgehalten war und wir es darum nicht mit einer Schnalle zu tun haben. Besonders interessant sind die beiden Gegenstände auf Abb. 7, Nr. 41 und 42. Es sind Teile einer Messer- oder Dolchscheide. Im 13. Jahrhundert war man von der lediglich mit einem schmalen Ortband versehenen Lederscheide mit Holzfutter insofern abgekommen, als sie nun mit Eisen- oder Buntmetallspangen verstärkt und geschützt wurde. Vor allem bildete sich das Mundblech, also der obere Scheidenteil, und das Ortblech, das Scheidenende, klar heraus. Beide Teile wurden nicht an das Leder angenietet, sondern mit Spangen zusammengehalten. Wir haben in unserem Fall zwei Ortstücke mit den aufsteigenden Spangen vor uns, wie dies ähnlich auch im Material der Ruine Heitnau gefunden werden konnte. Einfachere Ortbänder von Schwertern liegen ebenso im Fundkomplex von Bibiton und vom Dübelstein<sup>27</sup>. – Dass Pferde entweder in der Burganlage oder in der unmittelbaren Nähe davon gehalten wurden, lässt sich aus den Hufeisenfragmenten schliessen, von denen eines auf Abb. 7 ergänzt wiedergegeben ist. Besonders wertvoll war auch die Bergung von zwei Ziernägeln, welche in stark kupferhaltiger Bronze fabriziert und nachher vergoldet worden waren. Der grössere (Abb. 7, Nr. 38) ist stark bombiert und hohl und zeigt einen dem Rand entlanglaufenden Punktdekor, welcher mit einer Punze eingeschlagen ist. Man fragt sich, zu welchem Zweck solche Nägel gebraucht worden seien. Handelt es sich um Zierelemente eines Schildes, wie wir sie aus unzähligen Abbildungen kennen? Die Schilddicke würde auf alle Fälle, gemessen an Hand der noch vorhandenen Nietenlänge, zum Beispiel mit jener des Seedorfer Schildes genau übereinstimmen<sup>28</sup>. Oder haben wir es mit einem Ziernagel eines Gürtels zu tun? Dies scheint mir allerdings eher für den kleineren, vergoldeten Kupfernagel zuzutreffen. Er besitzt auf seiner Oberfläche

<sup>23</sup> Vgl. Abb. 7, S. 77.

<sup>24</sup> H. Schneider und K. Heid, Lägern, S. 32ff.

<sup>25</sup> Vgl. Abb. 7, S. 77.

<sup>26</sup> H. Schneider und K. Heid, Lägern, S. 37.

<sup>27</sup> Vgl. Anmerkung 17.

<sup>28</sup> H. Schneider, Neues zum Reiterschild von Seedorf, Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, XII, 1952, S. 116.



einen in einen erhabenen Rand eingebetteten, ebenfalls erhaben getriebenen, allerdings nur noch schlecht erkennbaren, einköpfigen Adler (vgl. Abb. 7, Nr. 39). Die Niete, welche noch in der ursprünglichen Länge erhalten ist, besitzt die Ausdehnung, die der Lederdicke eines Gürtels ungefähr entsprach. Mit Sicherheit ist allerdings die Bestimmung dieser beiden Nägel nicht zu erkennen. – Und noch ein letztes Fragment bedarf der Erwähnung. Es handelt sich um ein Stück eines ehernen Topfes, von dem noch das Randprofil erhalten ist und aus welchem hervorgeht, dass es eine kleine Schüssel war, welche ehemals mit einem Deckel geschlossen war.

Alle die Metallfunde weisen darauf hin, dass eine vollkommene Ausräumung der Wehranlage stattgefunden haben muss. Nur unwesentlich erscheinendes oder verlorengegangenes Material blieb auf dem Burgareal liegen. Zur zeitlichen Bestimmung sind nicht alle Fragmente geeignet, doch jene, welche sich klassieren lassen, deuten klar auf das 13. Jahrhundert, und zwar durchweg auf die zweite Hälfte hin.

## DAS ERGEBNIS DER ARCHÄOLOGISCHEN UNTERSUCHUNG

Neben einer spätbronzezeitlichen Siedlung<sup>29</sup> hatte im 13. Jahrhundert auch eine spätmittelalterliche bestanden. Nach den Funden zu schliessen dürfte sie wohl kaum länger als rund 60 Jahre existiert haben. Diese Wehranlage war nicht in der gewöhnlichen Technik errichtet, wie wir dies sonst bei den Burgen unserer Gegend aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vermuten. Ein Wehrturm oder Bergfrit existierte nicht, ebensowenig ein festgemauerter Palas. Ähnliche Feststellungen machten wir schon bei Sellenbüren, wo der Bergfrit ebenfalls fehlte und das Herrenhaus nur aus einer Holzkonstruktion mit gemauertem Unterbau bestand<sup>30</sup>. In Stein war nur die Ringmauer aufgeführt und diese nicht einmal vollständig geschlossen. Möglicherweise befand sich in der Lücke, leicht verschoben zum Mauerverlauf, der ehemalige Eingang. Allerdings konnten wir die Rampe nicht feststellen. Lediglich aus dem Verlauf der Höhenkurven und aus der allgemeinen Lage kann man vermuten, der Aufgang hätte auf der Südseite, von Osten heranzuführend, bestanden. Das Burgareal selbst war nicht mit steinernen Wohnbauten bedeckt. Nur Holzhäuser mit Pfostenkonstruktion, leicht in die Berghalde eingetieft, hatten einst als Unterkunft gedient. Bewohnbar allerdings war die Burg. Darauf deuten schon die Ofenfragmente und auch die Herdstellen. Im weiteren war die kurzlebige Anlage 1309 im Blutrachefeldzug durch Herzog Leopold von Österreich gründlich zerstört und nie wieder aufgebaut worden. Offenbar war die Burg nicht im Kampf gefallen, sonst hätte man eine klare Brandschicht finden müssen. Vielmehr können wir annehmen, sie sei verlassen gewesen; und die österreichischen Truppen hätten nach gründlicher Ausraubung die Holzhütten zusammengeschlagen und zu Boden gerissen. Eine einzige kleine Brandschicht wurde im Südteil aufgedeckt und auf der Ostseite, längs der Aussenkante der Schildmauer, was darauf hindeutet, dass auf der Ringmauer einstmals eine hölzerne Aufbaute sich befunden haben müsse. Zur Entstehungszeit ist folgendes zu bemerken. An Hand der gehobenen Kleinfunde können wir mit Sicherheit schliessen, die Wehranlage sei nicht vor 1250 errichtet worden. Auf alle Fälle liegt kein Material vor, welches in eine frühere Epoche zu datieren wäre. Und es stellt sich nun die Frage, aus welchem Grund und bei welchem Anlass eine uns doch reichlich primitiv scheinende Burg erbaut worden sei. Ein kurzer Blick in die Familiengeschichte der Inhaber des Multberges, der Herren von Wart, ist darum unerlässlich.

<sup>29</sup> Die zeitliche Eingliederung verdanke ich Prof. Dr. E. Vogt, Schweizerisches Landesmuseum in Zürich. Das Material ist gereinigt, aber nicht aufgearbeitet, und ist der prähistorischen Abteilung des Museums zur Verfügung gestellt.

<sup>30</sup> Vgl. Anmerkung 17.



## DAS GESCHLECHT DER FREIHERREN VON WART

Die Geschichte der Herren von Wart ist schon von K. Hauser im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Winterthur auf das Jahr 1897/98 veröffentlicht worden, und im genealogischen Handbuch zur Schweizer Geschichte hat F. Hegi sämtliche schriftlichen Belege erneut zusammengestellt und ergänzt<sup>31</sup>. Daraus geht hervor, dass die Herren von Wart ihre Güter im Tössbecken zwischen Neftenbach und Pfungen besaßen und dass neben der Stammburg auf der rechten Tössseite zwei weitere feste Häuser, nämlich der Turm zu Pfungen und die Wehranlage auf dem Multberg, ihr eigen waren. Leider ist uns über die internen Besitzverhältnisse sehr wenig überliefert. Wir wissen also nicht, welche Familienglieder die einzelnen Sitze bewohnten. Ebensovienig ist uns bekannt, wann die Stammburg und wann Pfungen errichtet worden sind. Das Schicksal wollte es, dass gerade diese beiden Wehranlagen im letzten Jahrhundert so zerstört worden sind, dass eine archäologische Untersuchung nicht mehr möglich sein wird<sup>32</sup>. An Hand von alten Beschreibungen können wir hingegen feststellen, dass sowohl Wart wie Pfungen ursprünglich aus festen, wehrhaften Wohntürmen bestanden haben müssen, welche allerdings durch die Jahrhunderte allerlei Um- und Erweiterungsbauten erfahren haben.

Das Geschlecht der Herren von Wart erscheint in den schriftlichen Quellen ums Jahr 1100 und verschwindet wiederum um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Einzelne seiner Glieder sind in die Geschichte eingegangen, so Jakob III., 1274–1331, welcher in der manessischen Liederhandschrift als Minnesänger auch im Bild vorgeführt ist<sup>33</sup>. Hegi nennt ihn in seiner Stammtafel Herr zu Wart und Pfungen<sup>34</sup>. Mit einem Geschehnis von internationaler Tragweite ist aber der Name seines Bruders Rudolf III. auf alle Zeiten verknüpft. Beim Königsmord von 1308, dem Albrecht von Habsburg am 1. Mai bei Windisch zum Opfer fiel, war Rudolf von Wart einer der Mitverschworenen. Er ist in der Stammtafel von Hegi als Herr zu Falkenstein in der Klus und zu Multberg erwähnt. Seine Gattin war Gertrud von Balm; durch sie erhielt er denn auch Besitzerrechte auf Falkenstein<sup>35</sup>.

Im Blutrachefeldzug, welcher von Albrechts Sohn, Herzog Leopold, im Frühjahr 1309 von Winterthur aus organisiert wurde, fielen die Burgen der beteiligten Walter von Eschenbach, Rudolf von Balm und Rudolf von Wart der Zerstörung anheim. Bei den Besitzungen der Herren von Wart ist interessant, dass der Chronist Johannes von Winterthur ausdrücklich den Brand der Stammburg, wo anscheinend Rudolfs Bruder Jakob wohnte, und die Zerstörung der Wehranlage auf dem Multberg erwähnt. Keine Nennung findet hingegen die Burg Pfungen. Tatsächlich blieb ja dieser Turm unversehrt, und es fragt sich, wenn Pfungen den Wart gehörte, warum ausgerechnet neben dem Multberg, auf dem möglicherweise Rudolf hauste, auch Jakob mit dem Verlust seines Sitzes büßen musste, obwohl er doch gar nicht an der Untat beteiligt gewesen war und, nach den Ausführungen von Hauser, nicht einmal die Partei seines Bruders ergriffen hatte. War Pfungen verkehrspolitisch oder verwaltungstechnisch für die Herzöge von Österreich wichtig, oder sass vielleicht doch kein Freiherr von Wart auf dieser Burg?

<sup>31</sup> K. Hauser, Die Freiherren von Wart, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Winterthur auf das Jahr 1897/98; G. Meyer, von Knonau, Zu der Geschlechtsfolge der Freiherren von Wart, Anzeiger für Schweizerische Geschichte, VII, 1896, S. 405; F. Hegi, Freie von Wart, Genealogisches Handbuch zur Schweizer Geschichte, I, Zürich 1900–1909, S. 377.

<sup>32</sup> Die Stammburg wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts von privater Seite zusammengerissen, und aus den gewonnenen Steinen entstand im Talgut ein neues Wohnhaus. Die Burg Pfungen musste beim Eisenbahnbau niedergelegt werden. Vgl. E. Stauber, Die Burgen des Bezirkes Winterthur und ihre Geschlechter. 285. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1953/54, S. 203.

<sup>33</sup> Vgl. K. Hauser.

<sup>34</sup> F. Hegi, Tafel XXXVI.

<sup>35</sup> F. Hegi, Tafel XXXVI.

So kommen wir noch zur Frage, warum eigentlich die Anlage auf dem Multberg errichtet worden sei. Dazu möchten wir folgende Überlegungen zur Diskussion beitragen: Es ist zu bedenken, dass mit dem Tode Hartmanns des Ältern von Kiburg sich Rudolf von Habsburg, der nachmalige König, und die Freiherren von Regensburg das Kiburger Erbe streitig machten, und dass es zwischen diesen beiden Gruppen 1267 zum Kriege kam. Es ist nun ohne weiteres denkbar, dass zum Beispiel die Herren von Wart – es handelt sich um Jakob II. und dessen beide Neffen Jakob III. und Rudolf III., welche allerdings in jener Zeit wohl noch nicht mündig waren –, weil mit den Regensbergern verwandt, deren Partei ergriffen hätten. Diese Überlegung macht auch Brennwald, kann sie aber nicht quellenmässig belegen. Dennoch ist denkbar, dass vielleicht die Feste auf dem Multberg in diesem Zusammenhang in aller Eile aufgeführt worden ist, dass sie deshalb nur «behelfsmässig» errichtet wurde. Sind darum wohl nur Holzbauten im Innern errichtet und die Ringmauern nicht durchgehend mit Steinen gebaut? Ist wohl deshalb das Primitiv der Anlage so in die Augen springend und unterscheidet sich diese Burg in der Konstruktion und im Aufbau deswegen so sehr von den andern freiherrlichen Sitzen jener Zeit?



1

MULTBERG

Ostseite der Schildmauer; behauene Sandsteine des Mantels.



2

MULTBERG

Südostflanke der Ringmauer; behauene Sandsteine des Mantels und der Mauerabschluss bei Graben 5.





3



4

MULTBERG

3 Westseite des Schildmauerfundaments mit der Fundamentgrube und den direkt angestellten Mantelquadern; darüber die Kulturschicht. – 4 Südwestlicher Ringmauerabschluss mit Mauerhaupt bei Feld 8.



Innere Südostecke der Schild- und Ringmauer mit den Mantelquadern und im Vordergrund die kleine Parallelmauer.

5

Südwand und Boden von Feld 2; mittelalterlicher Steinbelag über der Feuerstelle; in der Wand die horizontale mittelalterliche Kulturschicht, darüber das angeschwemmte Material und die Humusschicht.



6



Nordostecke von Feld 3 mit zwei mittelalterlichen Pfostenlöchern.

7